

**DAS MAGAZIN, 14.06.2008**

## **EIN TAG IM LEBEN**

**BETTINA STAUBLI, 45, ist Clownin im Pflegeheim. Für die Bewohner ist sie mehr als nur eine Spassmacherin.**

**Von Marc Mair-Noack**

Diesmal ist niemand gestorben. Keiner fehlt seit meinem letzten Besuch im Pflegeheim. Bevor ich meine Arbeit beginne, informiert mich der Pflegedienstleiter über den Zustand der Bewohner. Frau Reiner sei gut drauf, Frau Walder habe eine leichte Streifung. Keine weiteren Zwischenfälle diesmal, zum Glück.



Mein Beruf ist Spitalclownin.

Im Alterszentrum Kehl in Baden bin ich ein regelmässiger Gast, zusammen mit meiner Kollegin Ursula Jucker. Wenn ich mir die Nase rot anmale, bin ich Berta. Ursula heisst nun Frieda.

Es ist still im 2. Stock, einige Bewohner sitzen am Tisch im Korridor, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Nicht jeder mag uns hier mit unseren Scherzen, mit unserer Lebensfreude. Aber reagieren müssen alle, so wie wir aussehen: mit den bunten Socken, den zu grossen Kleidern und den Plastikspatzen im Haar. Frieda klebt den Bewohnern und der Pflegerin herzförmige Post-it-Zettel an die Brust. Ich jongliere mit Mandarinern - ein Hauch von Manege im 2. Stock.

Warum ich im Pflegeheim arbeite und nicht im Kinderspital, wie viele andere Clowns? Kleine Kinder haben oft Angst vor Clowns, da bin ich sehr vorsichtig. Die Arbeit mit älteren Menschen ist mir aber vertraut. Früher war ich Aktivierungstherapeutin, und da versuchte ich bereits, die Patienten aus der Reserve zu locken, ihre Fähigkeiten zu fordern oder mindestens zu erhalten. Wir lachten viel in den Therapien, doch ich wollte das Gelächter aus den Zimmern bringen, in die Abteilungen, auch zum Personal und zu den Besuchern. Also sattelte ich mit 40 Jahren um und wurde Clownin. Dank zwei Jahren Clown-Akademie Tamala in Deutschland und der Clownwerkstatt beim Schweizer Clown Ueli Bichsel.

Ich klopfe an Zimmer 29 und trete ein. Hier lebt Elisabeth Kerner, 99 Jahre. Schlagermusik tönt aus dem Radio, sie sitzt aufrecht in ihrem Stuhl und trommelt aufgeregt mit den Fingern an die Lehne, als sie mich sieht. «Wenn ich das gewusst hätte, ich hätte dir so gern etwas angeboten», sagt sie. Ich setze mich zu ihr.

Für einmal ist sie nicht Patientin, sondern Gastgeberin. Wie draussen, in der normalen Welt, wie früher. Und als Clownin bringe ich diese Welt mit in ihr Zimmer, wie es keine Pflegerin kann. Ich frage nach ihrem Sohn, nach den alten Geschichten, nach Basel, wo Elisabeth herkommt, und sie gerät ins Erzählen, ins Lachen, redet von den alten Tagen und von dem einen Tag in fünf Monaten, wenn sie ihren 100. Geburtstag feiern wird. Auf die Beschwerden, auf das Altsein gehe ich nicht ein, wenn sie es nicht von sich aus tut, denn für einmal steht das Gesunde im Mittelpunkt.

Alle zwei Wochen bin ich hier in Baden, daneben aber auch in anderen Heimen unterwegs. Insgesamt drei Tage pro Woche arbeite ich als Clownin. Daneben pflege ich meine Mutter, zusammen mit meinem Vater und meiner Schwester. Meine Mutter ist dement.

Ich treffe Frieda im 1. Stock. Eine Patientin sucht gerade ihr Zimmer. Sie drückt die Klinke von Nummer 13 hinunter, als eine andere Bewohnerin dazukommt. «Frau Baumann, das ist nicht ihr Zimmer», sagt diese, «das ist meins.» Frau Baumann sieht sie irritiert an und geht langsam ein Zimmer weiter. Die andere Bewohnerin schaut ihr streng hinterher, ihre Augen funkeln. Sie mögen sich nicht, die Dementen und die geistig Gesunden hier im Heim. Wer gesund ist, sieht nicht gern, was noch aus ihm werden könnte. Als die beiden uns bemerken, entspannen sich ihre Gesichter. «Frau Baumann, schauen Sie mal, was mir heute passiert ist!», sage ich ernst, und zeige an mir herab. «Beim Anziehen hatte ich es wohl zu pressant. Da muss ich was verwechselt haben.» Ich zupfe an der Hose, die eigentlich ein Pullover ist. Die Beine stecken in den Ärmeln. «Ganz schön blöd, nicht wahr?», frage ich. Frau Baumann stutzt, ihre Hand an der nächsten Türklinke. So etwas würde nicht einmal ihr passieren. Für einmal gehört sie nicht zu den Dummen hier. Und das tut gut. Diesmal bin ich es, die Clownin, über die man den Kopf schüttelt, über die man lacht oder die man streng anfunktelt.

Über die wirklich Schwachen lacht aber keiner, denn diese kommen nicht mehr aus ihren Zimmern heraus.

So wie Anne Reinhardt in Zimmer 18. Sie liegt auf der Seite und beobachtet uns, als wir hereinkommen. Ich nehme ihre Hand, sie zittert leicht. Frieda beginnt den Hebel ihrer kleinen Spieldose zu drehen. Wir summen die leise Melodie mit. Die Augen von Anne Reinhardt beginnen zu leuchten. Sie drückt fester zu.

Je grösser das Vertrauen zwischen uns und den Bewohnern wird, desto näher können wir uns kommen. Einige lassen sich umarmen, manchmal lege ich mich auch kurz mit ins Bett. Würde die Pflegerin so etwas tun, gälte dies als Übergriff. Doch als Clownin darf ich das, solange es die Bewohner zulassen: diese Nähe, das Händehalten, die Umarmung.

Nach fünf Stunden verlassen wir die Abteilung für heute. Während ich mich abschminke, bleibt mir Zeit zum Träumen. Es gibt noch einen anderen Ort, an dem ich einmal arbeiten möchte: Zusammen mit anderen Clowns will ich mein Gelächter auch in eine Grossbank bringen. Die hätten uns genauso nötig, da bin ich mir sicher.

(Die Namen der Patienten wurden geändert.)

Das Buch zur Rubrik: «Ein Tag im Leben von - Porträts aus zwanzig Jahren»,  
Salis-Verlag [www.salisverlag.com](http://www.salisverlag.com)  
Text: [marc.mn@gmx.ch](mailto:marc.mn@gmx.ch)  
Bild: Philipp Rohner · [mail@philipprohner.ch](mailto:mail@philipprohner.ch)